

Barbara Aschenwald

Leichten Herzens

Erzählungen

Skarabæus

Die drei Schwestern mit den gläsernen Herzen

Sie ist auf einmal kalt geworden und etwas fehlte ihr. Sie war nicht krank. Sie haben sie genau untersucht.

Sie haben gesagt, alles wäre normal.

Aber sie war kalt und wurde immer noch kälter.

Sie hatte Hunger.

Sie fütterten sie mit rohem Fleisch, Eidotter, frischen Kräutern, heißer Suppe und rotem Wein, aber ihr wurde nicht wärmer. Niemand wusste, was mit ihr war, und sie wusste es auch nicht.

Es fehlte ihr etwas.

Sie glaubte manchmal, dass sie nicht genug getan hatte auf der Welt.

Sie begann zu laufen. Sie fütterten sie mit frischgebackenem weißem Brot aus der Fabrik, sie kauften ihr ein rotes Kleid, sie machten sie schön, sie malten ihr die Lippen an, sie schenkten ihr Armreifen und Halsketten, sie gaben ihr Schuhe aus Glas, sie liefen mit ihr durch die Wüste, sie ließen die Sonne glühen, sie ließen sie von allen Ärzten der Welt untersuchen, sie wurde nicht wärmer, ihr war kalt.

Ihre Haut wurde grau und hohl, ihre Stimme verlosch, ihre Nägel fielen ab, sie zeigte die Zähne, aber die Zähne fielen heraus, wenn sie das tat, sie wärmten sie, sie drängten sich zusammen, sie öffnete den Mund und ließ sich füttern, sie lag in einem frischen Bett und sie bekam zu essen, was sie wollte, und sie aß und es standen Ärzte ums Bett und ihre Werte waren normal und sie hatte kein Fieber und ihr Herz war gut und ihr Blut war gut und sie hatte keinen Krebs und keine gefährliche Krankheit, sie hatte jeden Gott, den sie wollte, sie war normal gewachsen, sie hatte niemanden in der Familie, dem etwas fehlte.

Ihre Haut wurde blau vor Kälte, sie bekam keine Luft mehr und sie gaben ihr Sauerstoff, sie lag im besten Krankenhaus der Welt und die klügsten Ärzte der Welt waren bei ihr, sie hatte Hunger und ihr war kalt und niemand wusste, was ihr fehlte. Sie sahen alle Bücher durch, sie fragten alle Ärzte der Welt, sie sagte ihnen, es werde alles wieder gut, sie fühle sich nicht krank, aber etwas fehle ihr wohl. Sie berechneten ihre Blutwerte und sie waren gut, sie hängten sie an Maschinen, aber alles war normal, ihr Herz schlug und in ihren Lungen war genug Luft, ihre Muskeln hatten Kraft, ihr Blut war gut.

Es hatte sie einmal jemand zu fest umarmt, da hatte es einen Knacks gegeben.

Als sie als Kind einmal aus Versehen einen Käfer zertreten hatte, hatte sie ihm einen schönen Namen gegeben und ihn zusammen mit einem Weizenkorn unter einen kleinen Stein gelegt. Daran konnte sie sich noch erinnern. Das Weizenkorn war nicht gewachsen, weil unter dem Stein keine Erde war, sondern Asphalt. Obwohl die Wurzeln der Pflanzen den

Asphalt sprengen können. Immer wenn sie an den toten Käfer dachte, wurde ihr ein bisschen wärmer. Das ist komisch, dachte sie sich. Sie wollten alle, dass es ihr gut geht. Sie kümmerten sich alle um sie. Sie war wenig alleine. Es gab immer zu essen.

Sie ließen sie in heißes Wasser steigen, aber sobald sie draußen war, wurde sie wieder kalt. Sie ließen sie laufen. Sie ging in die Sonne. Sie sagte ihnen, es würde alles wieder gut werden.

Als sie starb, drängten sie sich zusammen und wärmten sie, aber sie blieb kalt.

Sie war klug und hatte eine leuchtende Lebenskraft, sie sprach mit den Geistern, sie hatten Angst vor ihr, sie wollten, dass sie wegging, sie wollten sie wegschicken, aber sie ging nicht, sie blieb da und sang alte Lieder, sie zündete ein Feuer an, sie erzählte den Kindern Märchen, sie rührte Hass und Liebe in die Suppe hinein und alle wussten das. Sie konnte durch die Spiegel durchschauen und das Bild darin doch sehen, sie hatte beide Füße am Boden, sie verstand fremde Sprachen, sie wollte aber nicht weg von daheim. Sie versuchten, ihr Angst zu machen, sie versprachen ihr, dass es woanders besser sei, sie drohten ihr, sie nahmen ihr das schöne Gewand, sie stahlen die Blumen und Früchte aus ihrem Garten, sie sagten, die Sterne seien nur verglühendes Gas und die Götter aus Luft, sie sagten, die Welt sei aus Stoffen gewoben, die wir alle kennen, sie sagten, es gäbe nichts Unerklärliches, und als die Keimlinge in der Erde das hörten, wollten sie nicht mehr wachsen, aber sie goss Wasser darüber und sang für sie und das Getreide wuchs und bis heute weiß niemand warum. Sie pflanzte einen Samen in den Boden und die Erde wog schwer, sie wog zweihundert Pfund, und als der Baum, der aus dem Sämling wuchs, groß war, wog er eine Tonne und die Erde immer noch zweihundert Pfund. Woher kommt der tonnenschwere Pflanzenstoff, wenn er doch nur aus Licht und Wasser besteht?

Sie kannte keine Angst, sie fürchtete sich vor niemandem. Als sie ihr einmal ein totes Kind brachten, gab sie ihm einen schönen Namen und legte es mit einem frischgebackenen Laib Brot unter eine große Steinplatte, wand einen Blumenkranz und sang für das Kind und sein Geist flog davon. Die Körner aus dem Brot schlugen Wurzeln und wuchsen durch das Kind durch und unter der Steinplatte heraus der Sonne zu, und die Schwebfliegen und Bienen schwirrten um die Ähren und die blaue Steinplatte herum, aber das Kind kam nicht mehr unter dem Stein heraus. Es war weggeflogen.

Ihre Haut glühte und leuchtete und ihr Kopf war leicht, sie mochten sie nicht und doch brachten sie ihr kranke Tiere und tote Kinder und unglückliche Mütter, weil sie das tat, was sie tat und weil es wirkte, was sie tat, und deswegen fürchteten sie sich vor ihr.

Sie fürchtete sich nicht vor ihnen, sie grub die Wurzeln aus dem Boden aus und legte kleine Beutel mit Geschenken hinein, sie zündete rauchende Kräuterzöpfe an, sie fütterte die Erde mit Brot und Bier und das Feuer mit

Teig und die Geister mit Wolle und die Geister spannten eine Schnur damit, mit der sie die Krankheiten einfing und die Geister hörten ihr zu, wenn sie mit ihnen redete.

Seit sie einmal zu heißes Wasser getrunken hatte, waren ihre Augen hell geworden, es hatte einen Knacks gegeben und durch diesen Sprung waren die Geister in sie gefahren und ließen sie reden.

Sie sagten böse Sachen über sie, sie wollten ihr Angst machen, sie fürchtete sich trotzdem nicht, weil sie die dunklen Höhlen im Berg alle kannte und weil sie die Toten begrub und weil sie die Geister kannte. Aber als sie ihr das Essen wegnahmen, starb sie und alle freuten sich.

Sie war eine moderne Frau, eine schöne Frau mit zwei Kindern, und sie hatte keinen Mann und alles tat sie selbst, und sie hatte viel Arbeit. Sie mochte sich gerne schön anziehen und sie pinselte sich die Lippen rot an und sie ging abends zum Tanzen und sie zog ihre guten Schuhe an und blieb lange aus. Sie hatte ein teures Auto, und wenn sie abends heimfuhr, standen neben der Straße immer Wände mit Plakaten darauf, auf denen stand, was man anziehen, kaufen, mit wem man leben oder wem man vertrauen sollte. Wenn sie nicht wollte, dass es still war, schaltete sie Musik ein und dazwischen hörte sie dasselbe, was sie auf den Plakatwänden sah. Sie mochte, was in ihr redete, weil sie da eine Stimme hatte, aber sie hörte sie fast nicht mehr, weil es so laut war und weil die Plakatwände redeten. Sie aß Früchte, die man von weit über dem Meer hergeholt hatte, sie waren schön und schmeckten süß, sie kaufte sich teure Kleider und goldene Armreifen, sie arbeitete viel, sie kam heim zu ihren Kindern und die Kinder freuten sich und wollten Märchen von ihr hören und sie erzählte Märchen und sie hatte fast vergessen, dass sie wollte, dass es still war, dass es einmal still war, und dass sie die Stimme hören wollte, die aus ihrem Bauch kam. Wenn sie im Wald war und es wurde dunkel und sie fürchtete sich, dann wurde die Stimme lauter und sagte: „Fürchte dich nicht, am Ende wirst du dann sterben, fürchte dich nicht, du brauchst dich nicht zu fürchten.“

Und sie fürchtete sich nicht mehr.

Die Kinder wurden größer und sie hatte immer noch viel Arbeit, aber sie hörte die Stimme immer lauter, weil sie öfter hinausging und ihre Kinder nahm sie mit und fragte sie, ob sie auch etwas hören könnten, und die Kinder sagten ja, sie würden auch etwas hören, und sie sahen die Glühwürmchen im Dunkeln schwirren und sie wussten nicht, was das ist.

Sie sagte ihnen, das seien Glühwürmchen.

Als sie einmal am Weg heim war, kam ein Fuchs über die Straße und war tot, weil sie darübergefahren war. Sie blieb stehen, stieg aus dem Auto aus und ging zu dem Fuchs, der Fuchs tat ihr leid und sie nahm ihn und begrub ihn neben der Straße und legte einen flachen Stein darauf und oben eine Ähre, die sie aus dem Grasstreifen hinter dem Zaun abgerissen hatte, und gab dem Fuchs einen schönen Namen. Dann stieg sie ins Auto und fuhr heim.

Am nächsten Tag lehnte sie sich aus dem Fenster, weil sie die Blumen im Garten anschauen wollte, und es gab einen Knacks und die Kinder hatten es gehört. Dann wurde sie krank und ging trotzdem hinaus, weil die Stimme in ihrem Bauch stärker wurde, wenn sie hinausging. Sie wollte nicht mehr so viel arbeiten. Die Ärzte sagten, sie sei sehr krank. Im dunklen Wald fürchtete sie sich nicht, im Krankenhaus war alles weiß und sauber und da fürchtete sie sich. Sie wollte nicht mehr hingehen, die Ärzte sagten, das sei gefährlich. Sie dachte daran, dass ihr Blut rot war und krank, und sie dachte an den Wald und daran, dass sie eine junge Frau war und dass sie keinen Mann hatte. Sie dachte an die Stimme in ihrem Bauch, die gesagt hatte, sie solle sich nicht fürchten. Sie fürchtete sich nicht. Dann war ihr Ende da und sie starb, so wie die Stimme in ihrem Bauch es gesagt hatte.

Keine Dunkelheit

Ich bin auf der Straße, jeden Tag ist es eine andere, aber sie sieht überall gleich aus.

Ich bin in einer Stadt, es ist jeden Tag eine andere, aber sie sieht immer gleich aus.

Sie heißt jeden Tag anders.

Die Meinung gehört mir, deshalb heißt sie Mein-ung.

Ich bin in einem Land, das ich kenne, ich habe hier sogar Verwandte. Mit diesem Land habe ich also etwas zu tun, mein Körper hat etwas damit zu tun, weil ich hier Vorfahren habe, und deshalb also ich. Wo meine Vorfahren herkommen, machen sie guten Wein. Ich bin jetzt also hier. Es sieht überall gleich aus in den Städten. Vielleicht meint man das auch nur, weil die Geschäfte gleich heißen, es sind überall die gleichen Geschäfte. Ihnen gehören die Innenstädte, man fragt sich, was sie mit den Leuten zu tun haben, die dort wohnen. Irgendwie sind es deshalb Geisterstädte.

Die Kinder sehen fern. Sie schauen zu und es gefällt ihnen und doch sind sie nicht da. Sie machen ein Gesicht, wenn sie zuschauen. Es ist das Gesicht der Stadt. Es gibt Galerien zum Einkaufen. Es gibt Blumen zu kaufen. Sie heißen „floraler Moment“. Es gibt Kaffee zum Verwöhnen. Es gibt eine „Genusszone“. Die Auslagenfenster sagen „Für Sie!“ und „Wegen Ihnen“ und „Weil Sie!“, „Für Sie 24 Stunden da“, „Wegen Ihnen in Bestform“ und „Weil Sie es sich wert sind!“

Es gibt keine Menschen mehr.

Sie sind fort.

Niemand ist mehr da, deshalb sind es Geisterstädte.

Es ist dunkel, weil es immer hell ist, hell sein muss und nicht still sein darf.

Ein Bett aus Erde mit einer Decke aus Gras und einem Kopf aus Stein ist ein Grab und kein Bett. „Sie hören nicht auf, sich zu bewerben, auch nach der dreihundertsten Absage nicht. Das sind die Helden von heute!“

Niemand will etwas von ihnen, dafür lässt man sie aber Helden sein.

Es gibt Streit über den Menschen und die Kinder.

Man darf sie nicht im Bauch der Mutter umbringen.

Man muss sie auf die Welt kommen lassen, weil sie Würde haben, ein Leben, und das von Anfang an, weil ihr Herz nach ein paar Wochen schlägt, weil sie ab dem ersten Moment im Bauch der Mutter da sind, lebendige, menschliche Wesen und nicht nur eine Handvoll Zellen. Das ist wahr.

Aber darüber streitet man sich.

Ab wann gilt der Mensch.

Und was.

Was kommt dann. Sie kommen auf die Welt, die Menschen, die Kinder. Was will man ihnen, was kann man ihnen geben, was interessiert einen daran, dass sie auf der Welt sind?

Sie hören nicht auf, sich zu bewerben, auch nach der dreihundertsten Absage nicht.

Es gibt Menschen. Wir sind da. Haben wir Würde?

Es gibt zu essen. Viel. Ein großer Tisch mit Brot, Fisch, Fleisch, Eiern, Butter, Käse, Milch, es gibt so viel, dass es nichts mehr gibt. Niemand hat Hunger, nur Appetit. Der Appetit wurde wegen des Nicht-Hungers erfunden. Was täte ich für Durst. Was ist das Ende? Es gibt eines.

Es ist das Gegenteil vom Anfang.

Was ist ein Tisch, wenn ein Bett ein Grab ist? Wenn es keinen Unterschied mehr gibt, wird aus den Menschen ein Teig, aus dem man kein Brot backen kann. Wo sind die Helden? Wird jemals etwas aus uns, wenn wir auf die Welt gekommen sind? So viele Menschen sind auf der Straße. Es gibt Filme für sie, Telefone, das Netz, den idealen Partner, Lösungen, Strategien, Genüsse, Angebote, Vorschläge, Geld, Häuser, Kinder, Konten, Autos, Außenbeleuchtung, Raumdüfte, Wohlfühloasen, florale Momente, keine Blumen, Tempel für Geld anstatt für Götter, turmhohe Leuchtbuchstaben für Restaurants, wo man schlecht und schnell essen kann, und Liebe, ja, und viel davon und viel von allem und alles, alles alles!

Und keine Dunkelheit. Und keine Zeit. Und keine Geschlechter. Sondern alles. Und das immer. Und kein Unterschied. Vom Alles gibt es keinen Unterschied mehr. Frauen, Männer, Kinder, Leben, Tod, was denn? Wir wollten etwas für uns. Und für die Kinder auch. Und wollen es noch.

Und was tun wir denn?
Es bleibt nichts übrig.

Das Gesicht der Stadt ist eine Meinung. Muss es eine Meinung geben, damit es eine Wahrheit gibt? Eine Meinung meint etwas und gehört mir. Auf dem Bett blühen die Steine. Es ist hell und es ist laut. Weil es Musik gibt, und überall. Und weil es Licht gibt, und überall. Und immer. Wo ist es dunkel. Wir sind traurig. Weil nichts da ist. Vom zu vielen Essen haben wir Hunger. Vom zu lauten Reden wollen wir reden. Vom Zuviel haben wir genug. Vom Zuwenig haben wir zu wenig. Aber genug von allem.

Auf der anderen Seite der Welt verhungern sie.
Das steht nicht nur in der Zeitung. Menschen sterben, wenn sie nichts zu essen haben. Das ist wahr, ohne dass man es ausspricht, und passiert, ohne dass man es begreifen muss. Wie alles Wichtige. Man muss die Wahrheit nicht verstehen, damit sie wahr sein kann. So wichtig ist man auch wieder nicht. „Für Sie“, „Wegen Ihnen“, „Weil Sie es sich wert sind“. Und immer alles.

Das Mein von der Meinung bleibt nicht da.
Vom vielen Meinen verlernt sich das Schauen.

Das Gesicht, das die Kinder machen, ist wichtig, weil es jetzt ist. Und weil die Kinder die Eltern überleben.
Auf dem Bett blüht das Gras.
Und der Polster ist ein Stein.

Sie sind es sich wert. 24 Stunden für Sie da. Der Strom fällt aus.
Die Zeit kommt und geht nicht mehr, sondern frisst uns auf.
Wenn der Strom ausfällt, fallen die Flugzeuge vom Himmel und die Sterne bleiben oben.
Wenn der Strom ausfällt, wird es in der Nacht dunkel und am Tag hell.
Wenn der Strom ausfällt, wird es da leise, wo keine Menschen sind.
Und wenn es nichts mehr gibt, gibt es Bedürfnisse. Man kann sie erfinden, bevor der Einzelne davon weiß. Hunger, Durst, Lust sind bekannt und alt.
Es muss neue geben. Sie wollen Sicherheit. Liebe, Geld, Kinder, Leben, Hochzeit, Zinsen, Schule, Versicherung. Für alles etwas und davon viel.
Sie wollen sicher sein? Wir verstehen das.

Ich will ein Bett, das kein Grab ist. Über die Welt wölbt sich das Firmament.
Auf der Welt gibt es etwas. Viel.
Auf jeden Fall gibt es uns.
Und das ist jetzt.

Was fangen wir an und mit wem? Es wird uns ein Wollen erfunden, bevor wir es überhaupt kennen und ohne dass wir dabei sind. Dann kann man sagen, wir hätten nicht gewusst, dass wir das überhaupt wollen.
Weil wir nicht gewusst haben, dass es das gibt.
Sie haben uns.
Nicht wir sie.
Das ist ein Unterschied.

Hunger gibt es, ohne dass es jemand sagt, und Durst und Seelen. Aber aber.
Auf den Straßen liegen Ketten. Sie heißen alle gleich. Weil sie gleich sind.
Wir spüren ihnen nach. Nicht, weil wir etwas wissen wollen. Sondern weil Ketten auf den Straßen liegen. Vielleicht braucht es ja sonst nichts.

Auf diesen Straßen werden die Füße schnell kalt. Es hat nichts mit dem Boden zu tun, auf dem die Straße gebaut ist.

Wenn man etwas sehen will, braucht man Abstand. Steht man einen Zentimeter vor der Wand, sieht man nur grau.

Vieles kann grau sein. Die Ketten liegen auf den Straßen. Verwöhnen Sie sich. Das geht aber nur, wenn man schon satt ist. Sonst heißt das essen.

Vor dem Leben muss man ein paar Schritte zurückgehen und dann schauen.

Wenn man gutes Brot backen will, braucht man gutes Mehl.
Und im besten Fall Hunger.

Wenn man die Hitzigen wärmt, die Gesunden heilt, die Zufriedenen tröstet, die Glücklichen glücklich macht und die Satten füttert, werden alle krank davon und keiner versteht warum.

Die ewig leben, haben keine Zeit. Die vergeblich lieben, sind die mit dem größten Glück. Wenn etwas nie wirklich wird, kann es immer in der Vorstellung bleiben. Die Welt ist eine Erprobungsfläche für die Mutigen.

Mit dem Tun endet die Vorstellung.

Der Mensch stellt sich auf den Kopf und ist ein Baum.

Die Bäume und das Gras und die Sträucher haben ihre Nerven im Boden, dünn wie Haare, und reden unterirdisch. Das Nervengeflecht ist unter der Erde und wir stehen darauf. Durch die Nerven gehen Strom und Zucker von der Sonne.

Die Köpfe von den Bäumen sind im Boden. Die Füße stehen in die Luft. Das Gras wächst unten, der Stein liegt unten. Die Blüten sind oben.

Die Menschen wohnen im zweiundzwanzigsten Stock, in der Luft, den Boden gibt es im zweiundzwanzigsten Stock nicht, die Füße stehen in der Luft und doch fällt man nicht herunter. Im Freien neben dem Hochhaus kann man herunterfallen und schnell tot sein.

Was ist denn da echt? Dass man tot ist.

Auf dem Steinboden ist der Tod weich wie Moos und der freie Fall hart wie Stein.

Wir wohnen dreihundert Meter über dem Boden, essen Gemüse, das in der Wüste wächst, essen Fleisch und wollen nichts wissen von den Tieren, können nicht reden in unserer eigenen Sprache und lernen fremde Sprachen, wollen lieben ohne zu raufen und ein ewiges Leben, was ist denn das dann?

Nur hohle Luft.

In den Magen der Menschen, für die es nichts Höheres gibt als das Geld, kann alles hinein, was danach schmeckt.

Und wenn es blind macht.
Und wenn es krank macht.
Und wenn es tötet, auch. Dann sieht es sehr wahr aus.
Dann ist es etwas.
Ist es dann wirklich etwas?

Wenn man Geld aus etwas herausholen will, tauschen die Wertigkeiten ihre Plätze.
Dann macht man aus allem ein Programm. Aus dem, was ist und aus dem, was dagegen gerichtet ist. Und beides wird verkauft. Zugleich mit dem Leben, zeitgleich mit den Menschen.

In den dunklen Wiesen schwimmen die Nachttiere und darüber schwirren die Flügeltiere, wenn es in der Nacht Licht gibt, schwirren alle Tiere darum herum, weil sie glauben, dass das der Mond ist. Wenn sie lange genug um die Lampen schwirren, fallen sie tot auf den Boden.

Etwas Größeres schwirrt über allem und gleicht es aus.
Es gibt einen großen, uralten Baum, eine Eiche. Darunter liegen Steine, und darauf saßen Menschen vor Gericht. Er ist schon tausendfünfhundert Jahre alt. In der Mitte ist er hohl und über seinen Stamm kriecht das Moos.
Es war das Femegericht.
Es ging dabei um Leben oder Tod.
Und der Baum sah dabei zu.
Und die Menschen saßen darunter, weil sie unter etwas Größerem sitzen wollten, wenn sie große Sachen beschlossen.
Was man mit seinem Bewusstsein erfasst, wächst.
Wohin man Aufmerksamkeit lenkt, da wächst es auch.
Uns wachsen die Titanen, und gedeihen.
Unsere Felder sind Produktionsstätten, unsere Wälder sind Planquadrate für Holz.

Der große Magen hat für alles Platz.
Sogar für Blumen und Tiere.
Floraler Moment und billiger Delikatess-Schinken ohne Hunger, dafür fast geschenkt. Aber es heißt „clever“ und „günstig“, damit es nicht billig sein muss.

Es gibt eine Art von Denken, das sich sehr ernst nimmt. In einem Wald, der niemandem gehört, darf man alles machen, sagt es. Wenn niemand da ist, muss man auch niemanden fragen, sagt es. Wie kommt man darauf, dass man mit der Menschheit alles erklären und alles rechtfertigen kann? Wenn es Geld bringt, darf man Landschaften dem Erdboden gleichmachen, die Tiere vergiften, den Boden auslaugen, Gewächse züchten, die dort gar nicht hingehören, weil der Boden kalt ist und weil sie es warm brauchen und weil es dazwischen einen Unterschied gibt. Wenn es uns gehört, dürfen wir es kaputtmachen. Wieso denn nicht? Wegen

dem, der es gemacht hat, wegen denen, die dort leben, wegen den Tieren, die dort ihre Höhlen haben, wegen den Bäumen, die dort wachsen? Ach, ich bitte Sie, wir kaufen dann neue.
Die Verschlagenen und Grausamen dürfen verschlagen und grausam sein, immerhin bringt es Geld. Wenn sich die Sensiblen ducken, können die Grausamen die Welt regieren.
Die Luftblase um die Welt zerplatzt. Wer macht das wieder gut? Und wer bezahlt das Wiedergutmachen?
Niemand? Nun dann ...

Die Kinder in den Bäuchen der Mütter, die schwirrenden Insekten, die Köpfe der Erde und Wurzeln der Menschen, die Häute aufeinander, die Brennesseln brennen auf den Häuten, die offenen Augen der Gräser schauen zu, die zgedrückten Augen der Menschen tun ihnen weh.

Wenn der Grund aus Erde ist, kann etwas darauf wachsen.
Auf Geld wächst kein Gras.
Nicht, dass es deswegen nichts wäre.
Aber es wächst kein Gras darauf und kein Apfelbaum.
Was machen wir denn jetzt?

Die zu kalt haben, muss man wärmen, die Kranken heilen, die Traurigen trösten, die Unglücklichen glücklich machen und die Hungrigen füttern, sonst werden alle krank davon und keiner versteht warum.

Barbara Aschenwald, geboren 1982 in Tirol. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft in Innsbruck. Verfasst Lyrik, Prosa und Hörspiele. Mitarbeit als Regieassistentin u.a. bei *Der Alpenkönig und der Menschenfeind* sowie in der Presse und Produktion des Programmheftes im Rahmen der *Tiroler Volksschauspiele Telfs*. Ausgezeichnet mit dem Rimbaud-Preis (2002).

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Skarabaeus Verlags.